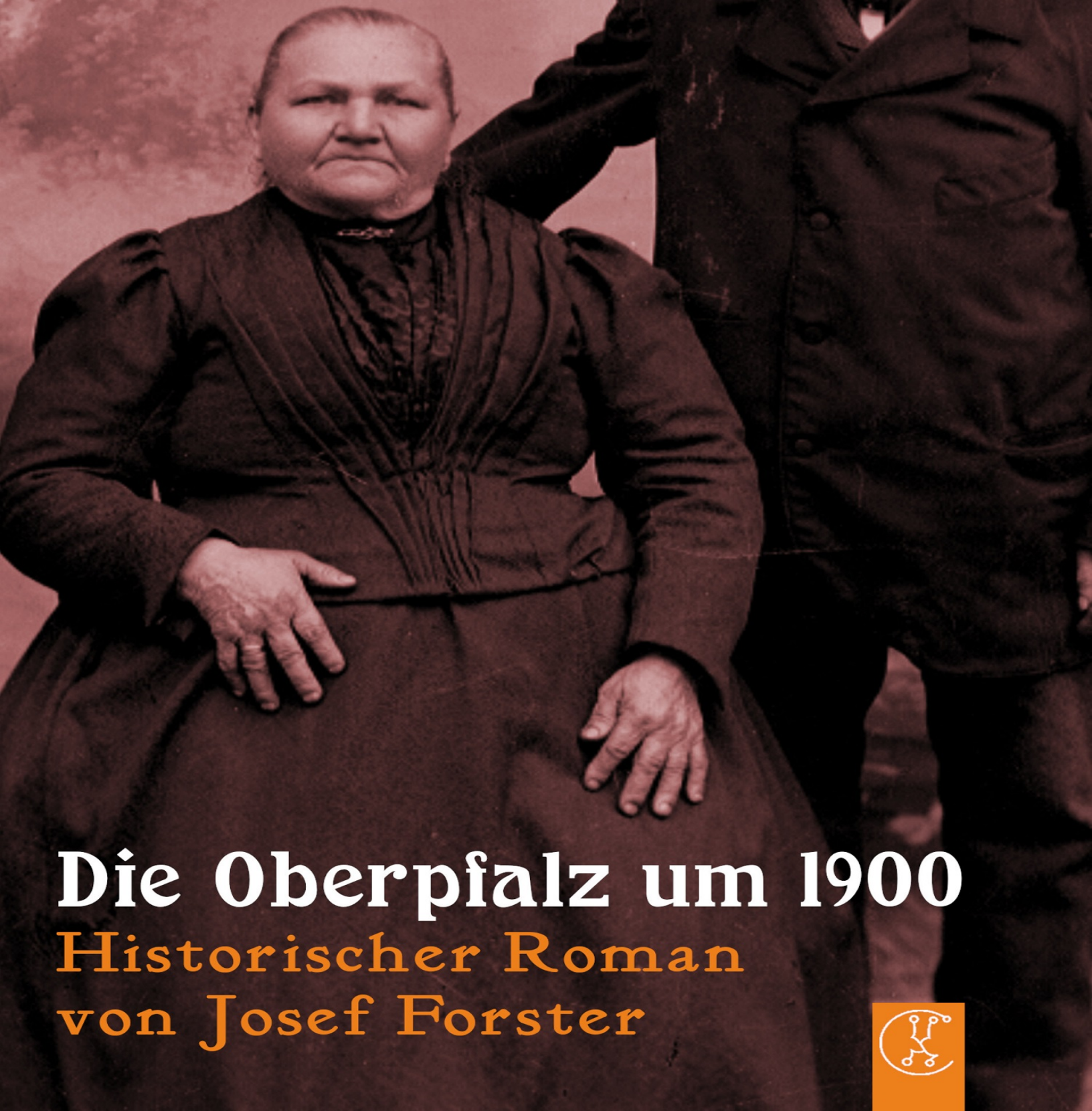


Kienspan & Rockenstube



Die Oberpfalz um 1900
Historischer Roman
von Josef Forster



Impressum

Copyright © Yellow King Productions

Mario Weiß

Neuöd - Gewerbepark 12a

92278 Illschwang

E-Mail: info@yellow-king-productions.de

Web: www.yellow-king-productions.de

Autor: Josef Forster

Lektorat: Mario Weiß

Cover: Axel Weiß

E-Book: Axel Weiß

ISBN: 978-3-946309-00-0

Josef Forster

Kienspan & Rockenstube

Die Oberpfalz um 1900

Historischer Roman

Heimat ist Gefühl und Wissen

Erinnerung

Gedankenversunken kauerte der alte Mann auf dem angewitterten Baumstumpf, dem er sich in Farbe und Gestalt anzupassen schien. Auf seinen knorrigen Stock gestützt, hing er müde seinen Gedanken nach. Was war aus ihm geworden? Lange Jahrzehnte seines Lebens waren in gleichmäßiger Ordnung an ihm vorüber gezogen und er war zufrieden gewesen, dass er sein Auskommen hatte. Die Landwirtschaft, die ihm sein Vater als jüngsten Sohn einer vielköpfigen Bauernfamilie vererbte, sorgte für ein bescheidenes aber immerhin regelmäßiges Einkommen. Er hatte gut gewirtschaftet und das Anwesen um einige Tagwerk Acker und Wiesen vergrößert, bevor er es nach langem Drängen und mit schwerem Herzen an seinen Sohn Hans übergab.

Mit seinen sechzig Jahren konnte er sich nur noch schwach an die wichtigsten Stationen seines Lebens erinnern. Davon war lediglich die Kindheit unbeschwert. Sobald er nicht mehr am Rockzipfel der Mutter hing, konnte er frei umherstreunen, von kleineren Pflichten und Arbeiten abgesehen. Die Schule ging nebenbei. Nur die harte Zucht der schlecht ausgebildeten Lehrer war ihm noch im Gedächtnis, die ihr bescheidenes Wissen mit dem Stock in die verschüchterten Kinder eintrichterten. Danach gab es Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit, verbunden mit einem einfachen aber auskömmlichen Leben in einem schönen, manchmal unwirtlichen Mittelgebirge, dem bayerischen Nordgau. Unterbrechung brachten zwei Kriege, in denen er 1866 erst mit den Österreichern gegen die Preußen und

dann 4 Jahre später mit eben diesen Preußen gegen die Franzosen zog. Erst danach suchten seine Eltern für ihn eine passende Frau. Die gebär ihm acht Kinder, von denen drei am Leben blieben. Vor einigen Jahren war nun seine Frau gestorben. Dies war letztendlich der Anlass, den Hof an seinen Sohn zu übergeben.

Ein altes Sprichwort sagt:

„Übergeb’n – nimmer leb’n“.

Wenn der Hof einmal an den Sohn übergeben war, hatte man viele Sorgen los, man war aber auch überflüssig und eine Last für seine Mitmenschen. Sein Los war, Gott sei Dank, nicht ganz so schlimm, wie er es von anderen Austrägern immer wieder hörte. Sein Sohn hatte sich schon früh ein zweites Standbein geschaffen, um zusammen mit den Ersparnissen seiner Eltern die zwei Schwestern ausbezahlen und gut verheiraten zu können. Diesem Nebengeschäft, dem Handel, besser gesagt dem Paschen mit Rindern und Pferden aus Böhmen, ging sein Sohn immer noch nach und war daher oft unterwegs. Das Paschen oder Schmuggeln war zeitaufwändig und gefährlich, da es verboten war, aber man konnte gutes Geld damit verdienen. Während der regelmäßigen Abwesenheiten seines Sohnes war er nach wie vor der Bauer und konnte sich um alles kümmern. Sein Sohn hielt sich an den vereinbarten Austrag und so konnte er in seiner Stube und auf dem Hof ein zufriedenes Leben führen, bis er vor etwa einem Jahr mit einer fiebrigen Krankheit nieder lag. Davon hatte er sich nicht mehr richtig erholt. Den Sommer über ging es noch recht und schlecht. Jetzt aber, da die Sonne wieder schwächer wurde

und die Kühle bereits am späten Nachmittag in die alten Glieder kroch, fühlte er, dass der Körper die Last des Alters nicht mehr tragen wollte. Viel schlimmer war aber noch, dass auch sein Geist müde geworden war. Was ihm sein Sohn und seine Enkel in den letzten Jahren immer wieder erzählten, konnte er nicht mehr verstehen. Nach dem gleichmäßigen Ablauf und Verständnis seines Lebens waren für ihn die Welt und die Menschen auf ihr verrückt geworden.

Schon seit einigen Jahren jammerten die Bauern, dass sie keine Knechte und Mägde mehr bekamen, weil alle jungen Leute in die Fabriken gingen und in die Städte auswanderten, wo sie vermeintlich viel mehr Geld für weniger Arbeit erhielten. Vor einigen Jahren gründeten der Pfarrer, der Schullehrer und einige andere „Närrische“ einen Darlehenskassen-Verein. Nun bewahrten die Leute ihr sauer erspartes Geld nicht mehr im Strohsack oder einem anderen häuslichen Versteck auf, sondern brachten es auf die „Kasse“, wo es in einen eisernen Schrank geschlossen und bei Bedarf gegen Zinsen wieder an andere Leute verliehen wurde. Jetzt war es so, dass der Bauer an Lichtmeß sein Geld von der Kasse holte und den Lohn an seine Dienstboten ausbezahlte. Die zahlten es dann schnellstens wieder im Darlehensverein ein. Sie bekamen dafür sogar noch Geld, „Zinsen“, wie sie sagten. Wollte der Bauer nun etwas anschaffen, konnte er sich vom Verein das Geld seines Gesindes oder anderer Einzahler wieder leihen, natürlich auch gegen „Zinsen“. Das sollte noch jemand verstehen. Er selbst hätte Angst gehabt, sein Geld nie wieder zu sehen. Aber die Jungen waren voll Begeisterung.

Über Einlagen von mehr als 100.000 Mark sollte der Verein bereits verfügen. Im vorigen Jahr wurde eine Getreidereinigungsmaschine angeschafft, die gegen eine Gebühr von fünf Pfennigen pro Zentner Getreide die mühselige Arbeit von vielen Tagen in wenigen Stunden erledigte und zugegebenermaßen noch viel besser als bisher. In diesem Jahr sollte sogar noch eine Dampf- und Dreschmaschine gekauft werden, „um auf dem Weltmarkt konkurrieren zu können“, wie der Bürgermeister sagte. Wie sich das rechnen sollte war ihm unklar, vor allem weil die Getreidepreise seit den Bestrebungen des Zollvereins, die Einfuhr aus dem Ausland zu erleichtern, stetig sanken. Dafür baute die Gemeinde selbst in kleinen Orten wie Waidhaus bereits Wasserleitungen bis in die Häuser. Straßenleuchten, die der Nachtwächter täglich anzündete und morgens wieder löschte, erhellten die vormals finsternen Gassen. Vor kurzem beschloss der Gemeinderat sogar, die Eisenbahn bis nach Waidhaus zu holen. Die Grundstücke waren bereits gekauft. Verträge über die Versorgung mit Wasser und den Neubau einer Zufahrt wurden geschlossen. Nun würde es nicht mehr lange dauern, bis das fauchende und Rauch speiende Ungeheuer einer Lokomotive auf den eisernen Schienen die Kühe erschrecken würde, so dass sie keine Milch mehr gaben. Ruß und Asche würden sich auf Wiesen und Felder legen. Mit einer solchen Feuermaschine durch die dichten Wälder der Oberen Pfalz zu fahren, erschien dem Austragsbauern geradezu selbstzerstörerisch, genauso wie die übermütigen Fahrer der Benzinkutschen, die von Zeit zu Zeit auf der alten Handelsstraße nach Böhmen und Prag ratterten.

Nein, er verstand die Welt nicht mehr und fühlte sich auch nicht mehr zu ihr gehörend. Wenn er an den bevorstehenden Winter dachte, den er die meiste Zeit allein in seiner Kammer verbringen würde, sah er keinen Sinn mehr in seinem Leben. Für ihn war es Zeit, Frieden mit sich und seinem Herrgott zu machen.

„Großvater, ich soll Euch holen. Die Mutter hat gesagt ich soll ausbuttern und dann gibt's eine frische Buttersuppe“, schreckte ihn seine Enkelin Maria aus seinen depressiven Tagträumen. Unwirsch streifte er die Hand beiseite, die ihn stützen wollte. Solange er lebte, würde es sein Stolz nicht zulassen, dass er sich helfen ließ, lieber würde er freiwillig sein Leben beschließen. Die einzige Hilfe, die er sich gestattete, war ein fester Stock aus Haselnussholz, dessen Astwucherung am Ende als Griff diente. So erhob er sich langsam und schlurfte, begleitet von seiner Enkeltochter Maria, die sich in respektvollem Abstand hielt, bedächtig auf das Haus zu.

Er betrachtete sich den Bauernhof mit Wohlgefallen. Für ihn war es immer noch sein Haus, auch wenn nun sein Sohn als Bauer das Sagen hatte. Er hatte das Anwesen von seinem Vater übernommen, erweitert und erhalten. Es war ein typisches Oberpfälzer Anwesen. Die niedrige Traufseite zog sich entlang der Straße und vermittelte einen verschlossenen, wehrhaften Eindruck, der durch die kleinen, durch Sprossen geteilten und von granitene Laibungen umrandeten Fenster, verstärkt wurde. Der Giebel wandte sich der Südseite zu, wo sich ein großzügiger Hausgarten für frische Kräuter, Blumen und Gemüse anschloss. Die Rückseite des Gebäudes duckte sich

tief in das etwas ansteigende Gelände. Durch die niedrigen Fenster kletterten die Kinder direkt auf die angrenzenden Wiesen. West und Ost waren die Wetterseiten. Während von Westen die häufigsten Regenschauer und Gewitter herzogen, blies von Osten regelmäßig der gefürchtete böhmische Wind, der oft tagelang anhielt und im Winter Straßen und Häuser unter großen Schneemassen vergrub. Die Männer mussten dann ausrücken, um mit Hand- und Spanndiensten die Zugänge und Straßen freizuschaufeln. Währenddessen vergnügten sich Kinder und Heranwachsende, indem sie mit ihren Schlitten oder auch nur auf dem Hosenboden von den Dächern rutschten.

Jetzt im Spätherbst war der Hausgarten innerhalb des hohen verwitterten Hanikelzaunes aus dünnen Fichtenstämmen braun und aufgeräumt. Nur noch wenige Blumen trotzten dem schlechter werdenden Wetter.

Von der Straße aus führte ein schmaler Zugang über tiefe Treppenstufen aus Granitplatten zu dem etwas erhöht stehenden Anwesen. Auf die Haustüre zugehend, wanderte der Blick des alten Mannes von links an den beiden Fenstern, die ein schwaches Licht in die Stube des Hauses brachten, vorbei, zu der schmalen zweiflügeligen Eingangstüre und einem weiteren Fenster, das zu seiner eigenen Stube gehörte. Dem Wohnhaus schloss sich der Stall an, mit einer niedrigen Türe und einem kleinen Fenster mit fast blinden Scheiben für die Belüftung und Beleuchtung. Haus und Stall waren aus Stein gebaut. Massive, fünfzig Zentimeter dicke Mauern aus Granitblöcken, verfugt mit einem Mörtel aus Sand und gelöschtem Kalk, trugen das hohe spitze Dach, das erst vor

einigen Jahren mit Tonziegeln gedeckt worden war, die sich nach den verheerenden Bränden des letzten Jahrhunderts immer mehr einbürgerten. Von der Haustüre führte ein etwa eineinhalb Meter breiter, mit Steinplatten belegter Gang entlang der Traufseite bis zum Stadel. Gleich gegenüber dem Stalleingang lag in einer vertieften Kuhle der Misthaufen und an dessen Ende stand das Klohäusl. Dem Stall schloss sich ein hölzerner Stadel an, der mehrfach erweitert worden war und den der Jungbauer vor einigen Jahren durch einen rückwärtigen Giebel nochmals umbaute. Nur wenige Menschen wussten, dass er dort, hinter dem Schweinekoben, noch einen zweiten Stall als Versteck für die gepaschten Rinder eingerichtet hatte.

Durch die zweiflügelige massive Haustüre gelangte der Altbauer in die Diele, die das Haus in zwei Hälften teilte. Links lagen die große Stube und der Schlafraum für die Eltern und die kleinen Kinder. Geradeaus erreichte man den Vorratsraum, neben dessen Zugang ein klobiger bemalter Schrank bereits einen Teil der Vorräte enthielt. Nach dem Eingang, gleich rechts, lag die Austragsstube des Altbauern. Danach mündete ein kurzer Gang direkt in den Viehstall. Die hölzerne Treppe führte auf den Dachboden. Hinter der Treppe gelangte man durch eine Art Gang, in der die Werkstatt untergebracht war, in die Tenne und den Stadel. Unter der Treppe hatten die früheren Anwesensbesitzer in mühevoller Arbeit den Zugang zu einem kühlen und feuchten Erdkeller aus dem steinigen Boden gegraben.

Der Hauptteil des täglichen Lebens spielte sich in der großen Stube ab. In ihr wurde gegessen, gekocht,

gearbeitet und manchmal sogar geschlafen. Gleich links neben der Tür spendete der immer gefüllte tönerner Behälter das unverzichtbare Weihwasser. Daneben nahm eine wuchtige Rem das irdene Geschirr des Haushalts auf. Vom ersten Fenster auf der Straßenseite lief eine stabile Holzbank über die halbe Giebelseite. Im Eck stand der große massive Tisch, in dessen Schublade das Besteck, das angeschnittene Brot, Salz und Pfeffer ihren Platz hatten. Im Winkel über Tisch und Bank hing ein geweihtes Kreuz, mit Palmzweigen dekoriert und von zwei strahlend bunten Bildern des dornengekrönten Heilands und der himmelwärts betenden Mutter Maria flankiert. Die andere Zimmerecke, die rechts gegenüber der Türe lag, füllte der alte grüne Kachelofen aus. In der großen Öffnung auf halber Höhe konnte man Speisen garen oder warm halten. Die freie Fläche unter dem Sockel stand im Winter als Hühnerstall zur Verfügung. Zwischen Wand und Kachelofen befand sich die Höll, ein freier Spalt, der dem Bauern als überaus beliebter, warmer Liegeplatz für seine Mußestunden oder auch als allgemeines Krankenlager diente. Einen Teil seiner Wärme gab der Kachelofen auch in die dahinter liegende Schlafstube ab, in die man durch eine weitere Türe neben dem Kachelofen gelangte. In der rechten Ecke vom Stubeneingang gesehen stand die neueste Errungenschaft des Hauses, ein neumodischer Herd mit einer großen Eisenplatte. Direkt über dem Feuerraum waren verschieden große abnehmbare Ringe eingelassen. Man konnte dadurch Pfannen und Töpfe auf der Herdplatte erwärmen oder wenn die Ringe entfernt wurden, direkt auf das offene Feuer stellen, um so eine

bessere Hitze zu erreichen. Gleichzeitig hatte der Ofen eine große Bratröhre in der vorzugsweise am Sonntag der Braten und wochentags der allseits beliebte Dotsch knusprig gebraten werden konnten. Ein weiterer Bestandteil des Ofens war ein großes Granl, ein rechteckiger, tiefer Wasserbehälter, der zu jeder Zeit warmes oder heißes Wasser bereit hielt. Über dem Ofen hingen an dünnen entrindeten Fichtenstangen, die mit eisernen Haken an der Decke befestigt waren, nasse oder feuchte Kleidungsstücke. Auf dem Ofen stand fast immer ein großer blecherner Topf, in dem der tägliche Bedarf an gekochten Kartoffeln für Mensch und Tier dämpfte. Durch das dauernde Kochen und Vorhalten des heißen Wassers war es in der Stube ständig warm und feucht, im Sommer auch manchmal unerträglich heiß. Wasserdampf ließ die Fenster im Sommer und im Winter anlaufen und zauberte in der kalten Jahreszeit herrliche Eisblumen an die kleinen Scheiben. Die ungesunde Wechselwirkung der kühlen Granitmauern mit der feuchtwarmen Zimmerluft sättigte den dünnen Mauerputz mit Wasser, so dass sich vor allem in den Ecken und unter der Decke regelmäßig Wassertropfen bildeten, die dann in dünnen Rinnsalen an den Wänden herabsickerten. Von regelmäßigem Lüften hielten die Bauernleute wenig. Frische Luft hatten sie den ganzen Tag. Wenn sie sich in der Stube aufhielten, dann liebten sie es warm, auch wenn es dabei ziemlich muffig wurde.

Der alte Mann konnte sich seine Familie vorstellen, wie sie versammelt um den großen klobigen Tisch saß. An der Stirnseite auf der Bank unter dem Herrgottsbild war der

Platz seines Sohnes, Hans Grabner, des Steffelhofbauern. Steffelbauer war der Hausname des Anwesens, der Name der unabhängig vom jeweiligen Besitzer den Hof bezeichnete. Seine Frau Katharina saß ihm gegenüber auf einem der vier Stühle. Sie hatte damit den kürzesten Weg zum Ofen, zum Geschirr und zur Speis. Vor ihr war auch der Schub in den Tisch eingelassen, der Brot und Bestecke enthielt.

Links auf der Bank saßen die drei Kinder, die Tochter Maria, mit ihren 18 Jahren die Älteste, dann die Buben Hansl und Seppl, acht und sechs Jahre alt. Auf der freien rechten Seite standen zwei Stühle für die Ehalten, den alten Knecht Alois und die Magd Zilli. Sein eigener Platz war neben dem seines Sohnes.

Heute drängte es den Austragsbauern nicht in die warme Stube. Er wollte allein sein und ging, nachdem er seine Enkelin weggeschickt hatte, zu seiner eigenen Kammer. Die hölzerne Türe knarrte in den Angeln als er den abgewetzten Türgriff niederdrückte. Das Zimmer war nicht groß aber ausreichend. Auf der rechten Seite stand ein zweiflügeliger Holzschrank mit zwei Schüben im unteren Teil. Der Kasten enthielt seine eigenen Habseligkeiten und Dinge, die ihn noch an seine verstorbene Frau erinnerten. Für seinen Gebrauch hatte er einige lange leinene Hemden, darunter noch sein weißes Hochzeitshemd, eine gute Hose, Hosenträger, Kragen, Hut, Weste, Joppe, lange Unterhosen, Strümpfe und Schnäuztücher. Daneben lagen in den Fächern noch unbearbeitetes Leinen, Flachszöpfe, Wäsche und Röcke seiner Frau. Geklöppelte Borten verzierten Rahmen und Fachbretter. Gebrauchte und neue

Wachsstöcke erinnerten an die zahlreichen Wallfahrten zur lieben Frau auf dem Fahrenberg, zur Rosenquarkirche in Pleystein oder ins Böhmerland.

Den Rest des Zimmers dominierte das massive hölzerne Gestell, das ihm und seiner Frau während ihres gemeinsamen Lebens als Bettstatt gedient hatte. Kopf und Fußteile hatte der Schreiner aus dicken Brettern zu einem beeindruckenden Möbel verbunden, das mühelos die dicksten Federbetten zu kleinen Kissen schrumpfen ließ. Im Bettrahmen dienten ungehobelte Bretter als Auflage für den mit Haferstroh gefüllten Sack, der, wie man an den Einbuchtungen sah, bereits gut eingelegen war. Ein dickes, mit Gänsefedern gefülltes Bettzeug verdeckte fast das ebenfalls prall mit Daunen ausgestopfte Kopfkissen.

Der alte Mann entledigte sich seiner Jacke und streifte die Hosenträger von den Schultern, worauf das weite Beinkleid auf den Boden glitt. Das lange Hemd, das bisher im Hosenbund steckte, rollte sich dadurch bis zu den Knien aus. Dieses Kleidungsstück mit dem kleinen Stehkragen diente gleichzeitig als Oberhemd und als Nachtwand. Früher trug er das Hemd höchstens zwei Wochen. Dann legte ihm seine Frau ein Frisches hin. Heute wechselte er das Kleidungsstück allenfalls alle vier Wochen. Mit seiner langen Unterhose und seinen wollenen Strümpfen schlüpfte er in sein Bett und versuchte unter dem Berg von Federn etwas Wärme um seine alten Knochen zu sammeln. Er hoffte, dass ihm seine Schwiegertochter vor dem Schlafengehen einen in der Backröhre erwärmten Ziegelstein zu den Füßen legte, der die gespeicherte Hitze bis in die frühen Morgenstunden abgeben würde.

Maria kam ohne den Großvater in die Stube. Die Mutter war momentan zu beschäftigt, als dass ihr dies aufgefallen wäre. Die Bäuerin nahm gerade einige Kartoffeln aus dem auf dem Ofen stehenden Topf, zerdrückte sie in einer Schüssel und vermischte sie mit Kleie und Magermilch. Im Hinausgehen bemerkte sie zu Maria:

„Ich muss noch die Schweine füttern. Du butterst einstweilen aus. Der Rahm steht in der Speis. Wenn du fertig bist, streichst du die Butter in die Holzmodeln und stürzt sie auf ein Holzbrett. Die Pfarrköchin kommt morgen und holt die Butter ab. Pass aber auf, dass keine Buttermilchblasen drin sind, sonst kommt sie sich wieder beschweren. Was übrig bleibt, kannst du heute Abend zum Essen hinstellen und die Budersupp`n machst schön dick, damit auch alle satt werden.“

Maria wusste, dass sie nunmehr mit ihren Aufgaben allein war und dass keine Ausreden halfen. Die Mutter erwartete, dass das Essen fertig war, wenn sie wieder aus dem Stall kam. Maria hoffte nur, dass der Rahm in Ordnung war und nicht zu lange brauchte, bis das weiße Milchfett zu den begehrten cremigen Klumpen gerann. Sie holte das Butterfass in die Stube, einen rechteckigen Holzkasten, der von zwei Metallbändern zusammengehalten wurde. In der Mitte der breiten Seite befand sich die Kurbel, an deren Achse im Innern des Fasses vier mit runden Löchern durchbrochene Holzflügel befestigt waren. Mit diesen Flügeln wurde die weiße Flüssigkeit, je nachdem wie schnell man die Kurbel drehte, kräftig durcheinander gemischt. Es war eine Kunst, den Rahm gerade am Anfang mit viel Gefühl aufzuschäumen und dann erst mit Schwung

das Fett von der Milch zu trennen. Maria hatte bereits Erfahrung. Sie wusste wie schwierig und langwierig es werden würde, wenn das Butterfass nicht richtig vorbereitet war. Sie nahm kaltes Wasser aus dem Bottich, der täglich mit frischem Brunnenwasser gefüllt wurde und schwenkte das Fass aus. Es konnte sein, dass die Kuh und damit die Milch bereits im Stall verhext war. Vorsorglich gab sie deshalb einige Tropfen Weihwasser in die Spülflüssigkeit. Das Wasser goss sie in das Granl, denn das Weihwasser durfte nicht achtlos weggeschüttet werden. Auf dem Umweg über den Wasserbehälter gelangte es ehrenvoll wieder in Speis und Trank für Mensch und Tier. Maria füllte den seit einigen Tagen gesammelten Rahm, der einfach von der über Nacht abgestandenen Milch abgeschöpft wurde, in das Fass und gab nochmals einen Spritzer Weihwasser hinzu. Dann nahm sie das am großen Deckenbalken der Stube in Form eines Ringes hängende, geweihte Dreikönigssalz und schabte vorsichtig einige Körner in das Butterfass. Danach schloss sie den Deckel, machte das Kreuzzeichen darüber, drehte die Kurbel und achtete auf das platschende Geräusch im Innern des Behälters. Nach einer Weile erhöhte sie die Geschwindigkeit und hoffte inständig, dass bald die ersten Butterflocken von den Lochbrettern fallen würden. An diesem Tag war der Rahm in Ordnung. Bald konnte sie den Deckel abnehmen, mit der Hand die gelben Butterstücke herausfischen und in die vorher in kaltem Wasser eingeweichten Holzmodeln drücken. Mit dem Stiel eines Kochlöffels strich sie die offene Seite des Models glatt und stürzte das schön geformte Butterstück unter leichtem

Klopfen auf das bereitliegende Holzbrett. Zufrieden mit dem Ergebnis, wiederholte sie den Vorgang noch dreimal, bis nur noch einzelne Butterstückchen in der Milch schwammen. Die fischte sie einzeln heraus und legte sie in eine kleine irdene Schüssel. Nachdem sie die Butterschlegel, die an die Pfarrerköchin verkauft werden sollten, in die Speis gebracht hatte, fachte sie mit einigen Reisigzweigen, die sie aus der Holzkiste unter dem Ofen nahm, die Glut im selbigen wieder an. Als die große Herdplatte spürbare Wärme verströmte, setzte sie den großen Emailtopf darauf und füllte die dünne Buttermilch hinein. In einem festen Tonbecher verzwirelte sie warmes Wasser aus dem Granl mit Mehl zu einem klumpenfreien flüssigen Brei, den sie in die heiße Milch rührte. Sie würzte die nunmehr dickflüssige Milch mit einer Prise Salz und zog sie nach dem Aufkochen an den weniger heißen Rand des Herdes. Mit jetzt von der Hitze geröteten Wangen zog sie den Topf mit den Kartoffeln in die Mitte des Ofens, um auch diese zu erwärmen. Heute gab es eines ihrer Lieblingsgerichte, eine feinsäuerliche Buttermilchsuppe, heiße gedämpfte Kartoffeln, mit Salz bestreut und mit frischer zerlaufender Butter oben drauf.

Geschichte und germanische Götter

Der alte Steffelbauer hatte sich in seinem Strohsack mittlerweile erwärmt und war eingeschlafen. Zeit seines Lebens war er ein tiefgläubiger Mensch gewesen. Mit seinem Herrgott hatte er in Frieden gelebt. Die Muttergottes verehrte er und bat sie beizeiten um gutes Wetter und fruchtbare Ernte. An Sonn- und Feiertagen besuchte er regelmäßig die Gottesdienste. Manchmal war er nicht ganz aufmerksam und tauschte mit seinen Nachbarn auf den hinteren Bänken der Empore auch mal die neuesten Nachrichten oder landwirtschaftlichen Preise aus. Mit zunehmendem Alter war er auch ein paar Mal eingenickt. Aber das waren kleine, lässliche Sünden. Dafür beichtete er auch regelmäßig und an Fronleichnam trug er bis vor wenigen Jahren, als einer der vier Auserwählten, den goldenen Himmel über der Monstranz, was eine große Ehre war. Nie versäumte er, sich mit Weihwasser das Kreuzzeichen auf die Stirn zu zeichnen, wenn er das Haus verließ und nur ganz selten hatte ihn jemand fluchen hören. Aber er vergaß auch nicht die Überlieferungen, die alten Sagen und Geschichten, die ihn seine Eltern und Verwandten gelehrt hatten. Sie hatten viel mit dem Glauben der Menschen vor vielen Generationen zu tun. Pfarrer, Lehrer oder Amtspersonen, die in diese traditionelle Gegend des Böhmerwaldes verschlagen wurden, bezeichneten dies abwertend als Aberglauben oder heidnische Bräuche. Er, der sein Wissen wieder an seine Kinder weitergegeben hatte, sah das anders.

Der Nordgau oder der Oberpfälzer Wald, wie er jüngst auch genannt wurde, war erst sehr spät christianisiert worden. Durch seine Lage nördlich der Donau und des römischen Limes, unwirtlich genug um bis ins späte Mittelalter fremde Eroberer abzuhalten, gelangten kaum fremde Einflüsse ins Land. Dafür nutzten zahlreiche keltische oder germanische Stämme die Abgeschiedenheit, um auf ihren Wanderungen unbemerkt bis zu den römischen Grenzen an der Donau zu gelangen. Viele germanische Stämme und Völker durchzogen dieses Land. Zahlreiche Menschen mit unterschiedlicher Herkunft blieben in dem undurchdringlichen und damit sicheren Bergland. Sie brachten außer weiteren Göttern auch neue Überlieferungen und Sitten mit, die zu einem ganz eigenen Brauchtum verschmolzen das sich über Jahrhunderte erhielt.

Viele der Bräuche waren von der christlichen Kirche in ihrem Ritus übernommen worden und konnten deshalb nicht so schlecht sein. Einige wurden nur geduldet, wieder andere abgelehnt. Zugute kam den Menschen, dass die Germanen ihre Götter nicht als Bilder oder plastische Abbildungen darstellten. So konnten die Mythen nicht zerstört oder gestürzt werden. Sie existierten fest in der Gedankenwelt und wurden von Generation zu Generation weitergegeben.

Für die Urbewohner waren die Götter Bestandteile in der Natur. Die vier Elemente Licht, Luft, Wasser und Erde waren besetzt mit mystischen Wesen, die die Geschicke der Menschen bestimmten und die man nicht verstimmen durfte. In der Schule nahm die Lehre von den

germanischen oder nordischen Göttern noch einen breiten Raum ein. Den Altbauern hatten die Geschichten über das Götterland Asenheim und die himmlische Burg Asgard, in der Donar oder Wodan mit den zwölf Göttern residierte, schon als Kind fasziniert und auch als Erwachsenen nicht mehr losgelassen. Sagen über Wallhall, in dem Freyja, die schöne und mächtige Göttin der Fruchtbarkeit, der Liebe und der Zärtlichkeit, die gefallenen Helden empfing oder über Midgard dem Himmel der Menschen zwischen der Feuerwelt im Süden und der Eiswelt im Norden.

Diese Geschichten hatten den Einfluss auf ihn auch im Alter nicht verloren. So sah er die Natur, seine Felder, Wiesen und den Wald nicht nur als Gegenstände und Kapital, sondern als allgegenwärtigen Aufenthaltsort vieler Geister, Kholde, Götter und Dämonen, auf die Rücksicht zu nehmen war und die man mit bestimmten jahreszeitlichen Verrichtungen besänftigen oder beeinflussen musste. Besondere Stimmung überfiel ihn jedes Mal in den zwölf Rauhächten des Jahres, wenn die wilde Jagd durch die Lüfte stürmte und die Menschen gut beraten waren, unsichtbar zu bleiben und dem geisterhaften Treiben aus dem Weg zu gehen. Es wunderte ihn nicht, dass gerade jetzt, da er seines Lebens müde war, seine Vorstellungen von der wilden Geisterjagd in seinen unruhigen Träumen noch einmal an ihm vorbeizogen. Allen voran brauste der Göttervater Wodan mit rotem Haar und wallendem Bart auf seinem achtfüßigen Pferd Sleipnir durch die stürmische Nacht, in der Hand seinen Speer Gungnir, der nie im Stoß innehielt und nie sein Ziel verfehlte. In seiner Nähe befanden sich seine ständigen

Begleiter, die Raben Hugin, der Gedanke und Munin das Gedächtnis, die ihm täglich ins Ohr flüsterten, was sie auf der Welt gesehen oder gehört hatten, begleitet von den beiden Wölfen, dem heißhungrigen Freki und dem gierigen Geri. Hinter ihnen folgten seine Gemahlin Frigga, die Göttermutter, die alle Menschenschicksale kannte, mit den Walküren, den Totenwählerinnen, angetan mit Schild, Speer, Helm und Brünne auf ihren feurigen Rossen. Sie waren die Gehilfinnen Wodans in jeder Schlacht. Ansonsten bewirteten sie die gefallenen Helden in Wallhall. Auf seinem Wagen, gezogen von zwei Böcken, jagte Thor oder Donar, der stärkste Gott und Sohn Wodans hinterher, um die Hüften seinen Kraftgürtel Megingjadar und in der erhobenen eisenbehandschuhten Faust den Hammer Mjöllnir, der nie sein Ziel verfehlte und nach jedem Wurf in die Hand Donars zurückkehrte. Das Rollen seines Wagens erzeugte den Donner und wenn er zornig war, schleuderte die Faust feurige Blitze auf die Erde. Zuständig für das Wetter, war er der eigentliche Fruchtbarkeitsgott der Bauern.

Zahlreiche Ungeheuer und Dämonen ergänzten das spukende Heer, wie Fenrir, der ungeheuerere Wolf mit seinen Geschwistern, die Midgardschlange und die Todesgöttin Hel sowie Garm, der Höllenhund, der unter der Weltesche Yggdrasil als Wache lag und die ankommenden Toten mit lautem Gebell empfing. Riesen, Zwerge und andere Fabelwesen stürmten durcheinander. Nicht minder rauschend, aber deutlich würdevoller, schlossen die Nornen den Zug ab. Sie waren die Geisterwesen, welche die Runen bewachten und die Geschicke aller Menschen

vorherbestimmten. Angetrieben wurde der Zug von Kári dem Wind, dem Sohn des Urzeitriesen Ymir, der von den Göttern erschlagen wurde und aus dessen Fleisch sie die Erde schufen, mit dessen Blut sie die Meere füllten und dessen Schädel den Himmel bildete.

Krankheit und Tod

„Großvater, habt ihr keinen Hunger? Soll ich Euch etwas zum Essen bringen, wenn Ihr schon nicht zu uns in die Stube kommt“,

riss Katharina den kranken alten Mann aus seinen Träumen. Der alte Steffebauer musste sich erst wieder in der Wirklichkeit zurechtfinden. Immer wenn er seinen mystischen Gedanken nachhing, hatte er doch ein schlechtes Gewissen und so machte er auf die Bäuerin einen denkbar schlechten Eindruck.

„Jesus und Maria, Ihr schaut aber gar nicht gut aus. Fehlt Euch etwas, kann ich etwas für Euch tun?“

drängte sie ihn.

„Ich bin einfach nur müde,“

entgegnete er,

„schick mir doch den Bauern rüber.“

Mit einer solchen Bestimmtheit hatte der Austräger schon lange nicht mehr mit ihr gesprochen. Sie beeilte sich ihren Mann zu holen.

„Hans, komm, dein Vater will dich sehen. Er liegt in seiner Kammer und schaut gar nicht gut aus. Er will auch nichts essen, deshalb mache ich ihm einstweilen einen stärkenden Trank.“

Während Hans aufstand und in seinen Holzschuhen zur Türe hinausschlurfte, holte Katharina aus dem Keller eine Flasche Kommunbier, die sie im warmen Wasser des Granl erwärmte. Anschließend füllte sie es in einen Tonkrug und verquirlte darin ein Ei und einen Löffel Zucker. Das würde dem alten Mann wieder neue Kraft geben.

Währenddessen erkundigte sich der Jungbauer bei seinem Vater:

„Seit ein paar Tagen ist mir schon aufgefallen, dass Ihr ganz ruhig und zurückgezogen seid! Seid's krank, Vater?“

„Bub, müde bin ich und nicht nur weil ich schlafen will. Ich fühle, dass es mit mir zu Ende geht. Ich weiß den Hof bei dir in guten Händen und das macht mich stolz. Helfen kann ich alter Mann dir nicht mehr. Wenn ich weiter leben würde, wäre ich euch allen nur eine Last. Darum habe ich meinen Frieden mit der Welt gemacht und werde meiner Lisl in's Paradies folgen. Sie wird mir schon ein gutes Quartier gemacht haben.“

Betroffen von der Deutlichkeit der Botschaft, die ihm sein Vater da vermittelte, verstummte Hans und wusste für den Moment nichts mehr zu sagen. Er war froh als seine Frau mit ihrem stärkenden Getränk in die Austragskammer kam. Gemeinsam flößten sie dem Großvater das warme Getränk ein.

„Wir reden morgen noch mal, schlaf gut, Vater,“

verabschiedete sich Hans. In der Stube, in der die restlichen Familienmitglieder um den großen Tisch saßen, verkündete der Bauer, dass der Großvater krank sei und im Sterben liege. Morgen würden sie den Pfarrer holen und ihn mit den Sterbesakramenten versehen lassen. Vorerst ginge die Arbeit normal weiter. Man würde sehen, wie sich die Situation entwickelte. Alles Notwendige würde veranlasst werden. Damit erhob er sich wieder, um seinen täglichen Kontrollgang um den Hof zu unternehmen. Die beiden Kinder Hansl und Seppl wurden ins Bett geschickt. Verunsichert durch den vom Vater in ernsten Worten

angekündigten Sterbefall, fügten sie sich ihrem Schicksal ungewöhnlich widerspruchslos. Leise schlichen sie am Zimmer des Großvaters vorbei zur Stiege, wobei sie gern einen Blick auf den Sterbenden geworfen hätten. Andererseits hatten sie aber doch einen großen Respekt vor dem Tod und dem Unerklärlichen an der Situation.

Der Großvater fand, beruhigt durch das warme süße Bier, das ihm Katharina eingeflößt hatte, langsam zu seinem Schlaf. Als er ruhig atmete, verließ ihn seine Schwiegertochter, wobei sie sich aber vornahm, des Öfteren nach ihm zu schauen.

Gegen Mitternacht wurde der Kranke von einem einengenden, drückenden Gefühl in der Brust geweckt. Eine furchtbare Beklemmung ließ ihn zittern. Kalter Schweiß perlte auf der Stirn und lief über den Rücken. Er war unfähig aufzustehen oder zu schreien. Verzweifelt bemühte er sich, die aufsteigende Angst zu verdrängen, welche die zunehmende Atemnot hervorrief. Langsam wurde ihm bewusst, dass etwas eingetreten war, was er bisher nur vom Hörensagen kannte – die Drud saß auf ihm. Angestrengt versuchte er sich zu erinnern, was er von diesem Phänomen wusste. In den vielen Geschichten, die es über Druden gab, waren das immer unglückselige Personen, die einem besonderen Fluch unterlagen. Der zwang sie, von Zeit zu Zeit Menschen oder Tiere heimzusuchen. Dann waren sie halbgeistige, für normale Menschen nicht sichtbare, Wesen. Sie setzten sich auf die Brust eines Schlafenden und drückten, bis er keine Luft mehr bekam und nur noch stöhnte und röchelte. Druden, es konnten auch Männer sein, die dann Druderer hießen,

waren Menschen, bei denen bei der Taufe etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen war. Hauptsächlich waren es aber alte dürre Weiber mit schütterem Haar, die durch Schlüssellöcher oder Fensterritzen in Häuser eindrangten. Wer eine Drud bei ihrem schändlichen Tun erwischte, durfte sie nicht ansprechen oder beschreien, da er sonst deren Fluch auf sich ziehen konnte. Zur Abwehr empfahlen die Leute ein Messer mit der Schneide nach oben in die Türe zu stecken. Das sollte das Eindringen der Drud verhindern. Erprobte Gegenmittel waren auch mit dem rechten Fuß zuerst ins Bett zu steigen oder an der Türe, dem Bett und auf einem Zettel, den man sich unter das Kopfkissen legte, einen in einer Linie gezeichneten fünfzackigen Stern, den sogenannten Drudenfuß, anzubringen. Nichts von alldem hatte der alte Mann bisher nötig gehabt und vorbereitet. Krampfhaft versuchte er sich im Kopf einen imaginären Drudenfuß vorzustellen und so gut es ging mit den Fingern in der Luft nachzumalen. Nach einer ewig scheinenden Zeitspanne schien der Zauber zu wirken und die Beklemmung und Angstzustände ließen nach. Was blieb, war eine tiefe körperliche Müdigkeit und Erschöpfung.

Als Katharina am Morgen nach dem Alten sah, erschrak sie über dessen fahles Aussehen. Der wird nimmer, dachte sie für sich. Nachdem sie sich überzeugt hatte, dass sie momentan nichts tun konnte, ging sie wieder, um ihrem Mann, der als Bauer immer etwas später aufstand, zu berichten. Dann weckte sie Maria, die im Anschluss an den Morgenkaffee gleich nach dem Pfarrer oder dem Kooperator gehen sollte, um ihn zur Vernehmung zu bitten.

Der Pfarrer kam gegen zehn Uhr, eiligen Schrittes, mit der Stola angetan und dem Behälter mit dem heiligen Öl in der Hand. Ein Ministrant, den er eilig aus der Schule geholt hatte und der nun in einem weißen, spitzenbesetzten Überwurf steckte, hielt einen mannshohen Stab mit einer Laterne in seinen Händen. Er konnte kaum mit dem Geistlichen Schritt halten. Diese kleine Prozession war gleichzeitig die Information für Verwandte und Nachbarn, dass der Tod beim Steffelbauern zum Fenster hineinschaut oder dass er seinen Stock bereits an die Türe gelehnt hat. Wer konnte, machte sich eilig auf den Weg, um bei der Vernehmung, der letzten Ölung, dabei zu sein und den Sterbenden auf seinem letzten Weg zu begleiten.

Katharina hatte eine Truhe vom Dachboden in die Austragskammer bringen lassen und ein weißes besticktes Tuch darüber gebreitet. Darauf ordnete sie das Vernehmbesteck an, in der Mitte das alte mehrfach vererbte silberne Kreuz, rechts und links die passenden Kerzenleuchter mit geweihten weißen Kerzen und daneben den bronzeglänzenden Weihwasserkessel. Gerade hatte sie die Kerzen entzündet und reichlich Dreikönigsweihwasser in den Behälter gefüllt, als auch schon seine Hochwürden, der Pfarrer der Gemeinde und sein jugendlicher Begleiter mit einem lautstarken

„Gelobt sei Jesus Christus“

in die Kammer trat.

„In Ewigkeit Amen“

antworteten die Anwesenden. Dann stimmte der Priester ein

„Vater unser...“

an. Während die Gläubigen beteten, sah sich der Pfarrer den alten Steffelbauern nochmals an. Ja, dachte er bei sich, der hat seinen Frieden mit seinem Herrgott gemacht. Er war und ist ein guter Christ, so wie man das halt von einem einfachen Bauern erwarten kann. Fügt sich seinem Schicksal und geht ohne zu jammern, zu seinem Vater in den Himmel. Er ist ein wahrer Oberpfälzer, dem ein Leben ohne beständige Arbeit eine Last gewesen wäre. So ein Mensch arbeitet so lange er kann, bis die letzte Kraft aufgebraucht ist und dann legt er sich hin und bittet den Herrgott zum letzten Male in seinem Herzen Herberge zu nehmen und erwartet in stiller Ergebenheit die Erlösung. Im Schweiß seines Angesichts hat er sein Brot erworben und gegessen und so Gottes Gebot erfüllt. Der Pfarrer nahm sich vor, diesen Gedanken bei der Grabrede zu verwenden. Er hätte gerne noch einige Worte mit dem alten Mann gewechselt. Aber da dies nicht möglich war, sprach er laut und vernehmlich zu dem Sterbenden und zu denen, die mittlerweile die Stube füllten, das Gebet:

„O Gott, wir empfehlen dir die Seele deines Dieners und flehen zu dir, Herr Jesus Christus, Erlöser der Welt, dass du ihn in den Schoß der Patriarchen aufnehmen wollest, da du zu ihrem Heil aus voller Erbarmung vom Himmel auf die Erde herabgestiegen bist. Erkenne in ihm das Werk deiner Hände, das nicht von einem fremden Gott, sondern von dir, dem alleinigen, lebendigen und wahrhaftigen Gott, erschaffen worden ist; denn außer dir ist kein Gott und nichts ist deinen Werken gleich. Erfreue, o Herr, seine Seele mit deinem Angesicht und denk nicht an die Sünden seines verflossenen Lebens, nicht an die Gelüste seines

Herzens, die böser Wahn und die Glut aufgeregter Begierden in seinem Innern entzündet haben. Hat er auch gesündigt, so hat er doch den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist nicht verleugnet, sondern den Glauben bewahrt, Eifer für die Ehre Gottes gehabt und Gott als den Schöpfer aller Dinge treu angebetet.“

Und dann wechselten sich Pfarrer und Volk in der Litanei ab:

*„Herr, erbarme dich unser,
Christus, erbarme dich unser,
sei ihm gnädig,
erlöse ihn o Herr,
von allem Übel,
erlöse ihn o Herr,
von den Strafen der Hölle,
erlöse ihn o Herr,
von der Gewalt des bösen Feindes,
erlöse ihn o Herr,
durch deine Auferstehung,
erlöse ihn o Herr,
am Tage des Gerichts,
erlöse ihn o Herr.
Wir armen Sünder,
wir bitten dich erhöre uns,
dass du ihn verschonest,
wir bitten dich erhöre uns.
Herr erbarme dich unser
Christus erbarme dich unser
Herr erbarme dich unser.
Amen.“*